

(Nachdruck verboten.)

## 2] Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von W. Korolenko.

„Ja,“ antwortete Iwan Iwanitsch nachdenklich, „er war, so zu sagen, wirklich ein gediegener Mensch, wenn auch ein wenig sonderbar.“

„Es war doch, glaub' ich, nichts Besonderes?“

„Eben nichts Besonderes, aber etwas sonderbar war er doch, so Kleinigkeiten . . . Er war ziemlich reich, und als er starb, fand man einen Teil des Geldes, Wertpapiere, in der Matratze. Sie geben doch zu, daß das etwas sonderbar ist. Ein gebildeter Mensch . . . und plötzlich das Geld in der Matratze. Um so mehr als eine Leichtigkeit ist, sie auf die Bank oder die Sparkasse zu geben. Schließlich giebt's doch feuerfichere Schränke.“

„Nun diese Schränke brennen zwar vorzüglich, aber ich gebe zu, das ist sonderbar.“

„Eben! Aber sonst war eigentlich weiter nichts. Nun wohnte er in einem Zimmer und brauchte gar keine Bedienung. Das Mittagessen machte er sich selbst auf einem Petroleumkocher. Er hatte zwar so einen Hausknecht, so einen Kutscher.“

„Ja, ja, ich glaube, ich erinnere mich auch seiner. So ein ungemein gutmütiges Gesicht. Er fuhr immer zur Börse. Mich hat er auch manchmal gefahren. Ist er munter und wohlhaft?“

„Ja, gesund ist er schon. Eben, wie Sie sagten, ein ungemein gutmütiges Gesicht, aber sonst sehr gewöhnlich. Simeon Nikolajewitsch Budnikow war, wie Sie bereits sagten, ein sehr gebildeter Herr. Er war sogar auf der Universität, hat sie aber nicht absolviert. Man sagt, eine Geschichte, sogar eine politische, hat ihn daran gehindert, aber es ist nicht richtig. Mir hat er selbst erzählt, daß er eine unglückliche Liebe hatte; „das Herz, sagte er, brach mir“. Von einer andren Seite ist mir bekannt, daß er lange Zeit mit einem Freunde, der verbannt war, korrespondierte. Kurzum, ich weiß es zwar nicht, aber es muß seine Gesinnungsart dabei mit im Spiele gewesen sein. Da starb auch der Vater. Eine Hinterlassenschaft war da. Die Geschäfte waren scheinbar etwas verwickelt. Häuser, Grund und Boden, Prozesse, langlaufende Verträge. Er kam hierher, um alles in Ordnung zu bringen, kam aber nicht mehr davon los. Baute sogar noch ein Haus. Seine ganze Jugend hat er dabei verloren. Die Zeit, wissen Sie, wo einen so eine Sehnsucht in die Ferne zieht. Und schließlich gewöhnte er sich daran. Viele in unsrer Stadt erinnern sich noch, wie er sagte, ich will nur die Sache in Ordnung bringen, den Prozeß mit diesen Schuften zu Ende führen und dann . . . Außerdem, sagte er, kann man in unsrer Zeit wirklich Großes ohne Geld nicht . . . Selbstverständlich, sagte er, liegt mir am Gelde selbst nichts, aber als Mittel zum . . . Mit einem Worte, eine ganz gewöhnliche Geschichte. Wir alle betreten den Lebensweg mit solchen Plänen. Bei uns war ein Lehrer, so ein Zoologe. Der hat direkt, als er zu uns ins Gymnasium kam, erklärt: Ich mache nur meine Dissertation fertig und dann heraus aus diesem Sumpf!“

„Ah, das ist der Kalistow! Nun was ist mit dem?“ fragte lebhaft interessiert der Mathematiker.

Der Erzähler machte nur eine Handbewegung. „Er schreibt noch immer daran. Er hat geheiratet. Gott hat ihm schon den Dritten geschenkt . . . Nun, so war es auch mit Simeon Nikolajewitsch Budnikow. Schrieb immer an seiner Lebensdissertation. Ich lernte ihn kennen, als er schon ein wohlbeleibter, bejahrter Junggeselle war, mit einem geröteten, gutmütigen Gesicht und so einer angenehmen, ruhigen, biedereren Sprache. Er kam zuweilen zu mir, hauptsächlich zur Zeit des Zinstermins. Wir hatten diese Termine immer auf den zwanzigsten verlegt. Den zwanzigsten kam er auch zu mir, trank zwei Glas Thee mit Rum, niemals mehr und niemals weniger. In jedes Glas that er zwei Löffel Rum und aß dazu einen Zwieback. Ich fing an, die Sache wie eine Mietssteigerung anzusehen. Auch bei den andren war daselbe. Bei dem einen mit Rum, bei dem andren ohne. Die Zinstermine waren verschieden. Wohnungen hat er un-

gefähr zwanzig in seinen Häusern vermietet . . . Also im ganzen vierzig Glas Thee. Es stellte sich später heraus, daß das mit auf seiner Wirtschaftsrechnung zählte und in ein besonderes Buch eingetragen wurde . . . Manchmal stand direkt so: „N. N. war nicht zu Hause. Brachte das Geld selbst am nächsten Tage. — Besondere Ausgaben: Zwei Glas Thee.“

„Ist's möglich,“ rief Ilya Petrowitsch lachend. „Nie hatt' ich das geglaubt. Woher haben Sie das erfahren?“

„Ja, wissen Sie, das kam infolge eines für Herrn Budnikow unangenehmen Falles. Alle seine Papiere und Bücher habe ich gelesen. Das war auch so etwas sonderbar, dieser Charakterzug bei ihm. Im übrigen wieder nichts Besonderes. Man sagte einfach, daß Simeon Nikolajewitsch Budnikow etwas geizig und berechnend war.“

Der Arbeiter Sawrilo hatte verschiedene Pflichten zu erfüllen. Er war erstens der Hausmeister des Hauses, wo ich wohnte, und wo noch zwei, drei andre Wohnungen waren, darunter die des Hausbesizers. Zweitens war er der Kammerdiener Budnikows. Reinigte ihm die Kleider, stellte den Samowar auf, machte den Laufburschen und dergleichen mehr. Ich weiß thatsächlich nicht, wie er das fertig bringen konnte. Budnikow hielt sich ein Pferd, mit dem er zweimal in der Woche nach seinem Landgute fuhr. Die andre Zeit schickte er Sawrilo damit auf die Börse. Auf diese Weise brachte er die Kosten für das Pferd und vielleicht auch noch für den Kutscher ein. Folglich kosteten ihm der Hausknecht und der Kammerdiener gar nichts. Er war wirklich ein sparsamer und vernünftiger Mensch, und dabei hatte er einen großen, man kann sagen, einen ungewöhnlichen Charakter . . . Dieser Sawrilo murrte scheinbar gar nicht und sah in der rastlosen Arbeit wohl seine Bestimmung. Es giebt, wissen Sie, eine Genialität für alles, darunter auch auf dem Gebiet der physischen Arbeit, und mir schien es immer, daß dieser Sawrilo so ein Genie sei. Keine Ermüdung, kein Murren . . . Glauben Sie, manchmal schaute ich so nachts aus dem Fenster und mein Sawrilo kehrt die Straße und säubert den Rinnstein. Das heißt, er war schon schlafen gegangen, aber das Gewissen ließ ihm keine Ruh. Wegen andrer Sachen war er vorher nicht dazu gekommen. Mit einem Worte, in seiner Art ein Symbol der ewigen Bewegung. Er war von kleinem Wuchse und offenbar nicht besonders stark, aber einfach unermüdetlich . . . Außer ihm hatte Budnikow eine Haushälterin, so ein junges, schönes Weib. Sie hieß Helene . . .“

„Aha!“ sagte der Zuhörer. „Die hatte er wohl wahrscheinlich, als ich schon fortgezogen . . . Nun, was war denn da? Eine Schöne . . .?“

„Ja, ein sehr schönes, üppiges Weib mit weichen Bewegungen und nehmutsvollen Augen . . . Man sagte gewöhnlich, sie sei dumm; es mag schon sein, aber diese Frandummheit ist meines Erachtens so eine besondere, verwickelte Geschichte. Da ist Naivität und Unmittelbarkeit und eine, so zu sagen, schlummernde Seelenunschuld . . . Alle wußten mehr oder minder, daß Budnikow . . . daß ihre Beziehungen zu einander nicht ganz rein sind . . . Das ist doch, so zu sagen, für eine Frau eine unangenehme Situation, aber ich muß sagen, wenn ich mitunter diesen schönen, blauen Augen begegnete, blickte, wie soll ich sagen, eine Demut daraus hervor, daß . . .“

„Daß auch Ihr Herz nicht gleichgültig blieb . . .“

Pawel Semjonitsch sah seinen Nachbar mit etwas verwunderten Blicken an. „Was wollen Sie damit sagen? . . . Nein, nicht das. Ich verstehe überhaupt nicht, wie können Sie . . .?“

„Nun, lassen Sie! Lassen Sie! Bei solchen Geschichten ist das Interessanteste das „Cherchez la Femme“ und das andre, was damit zusammenhängt.“

„Aber bitte. Ich habe Ihnen keine unterhaltende Geschichte versprochen, und wenn Sie da Vermutungen haben . . . Derartiges hatte ich nie im Sinn.“

„Nun, nun, seien Sie nicht böse. Das war ja nur im Scherz. Es interessierte mich einfach zu wissen. Sie sagen also dumm, aber schön. Hat er sie geheiratet?“

„Nein, er hat sie nicht geheiratet. Ich glaube, eine Zeitlang hat Budnikow versucht, sie zu erziehen oder wie man sagt,

zu bilden. Nachher hat er's aufgegeben, ebenso wie seine Reden, daß das Geld ein Mittel zu hohen Zielen und ähnlichem sei.

Als ich in dieses Haus zog, hatte sich Budnikow schon entwickelt, feils arbeitete er noch an sich, um jener in sich gefestigte Mensch zu werden, als den ich ihn bis zu seinem Ende kannte. Er stand Punkt 7 Uhr auf, beschaute sein Besitztum, das über die ganze Stadt zerstreut war, machte manchmal seinen Mietern höfliche Bemerkungen über den zerbrochenen Zaun oder über den abgeschlagenen Stuch, ging zu den Mietern an bestimmten Tagen, arbeitete zur bestimmten Stunde mit dem Spaten im Vorgarten.

... Gawrilo konnte allein nicht mit allem fertig werden und Budnikow hielt sich eine Zeitlang für einen Tolstojaner oder, wie man sagt, einen Kulturlugner. . . . Es war wenigstens, wenn er bisweilen auf abstrakte Fragen zu sprechen kam, bei ihm immer von der Anormalität unsres Lebens die Rede . . . im allgemeinen . . . aus einer bestimmten Höhe . . . so zu sagen — aus der Vogelperspektive. Insbesondere betonte er die Notwendigkeit, das Leben durch physische Arbeit zu verjüngen, zu vervollkommen. Mir schien, daß eben dieser Lebensweise er seine ungewöhnlich gesunde Farbe zu verdanken hatte, sein leicht gebräuntet Rot, das so gleichmäßig, unveränderlich, direkt beneidenswert war. Ebenso war sein Gesichtsausdruck ruhig, unveränderlich, gleichfalls beneidenswert. Dieser Mensch wußte, wenn er schlafen ging, was er morgen zu thun hatte und sein Gewissen war ruhig. Derartig ruhig und rein, wissen Sie, daß er mitunter den Drang verspürte, Moral zu predigen. Wenn ihn auf der Straße Bettler um Almosen ersuchten, führte er sie zuweilen nach seinem Hause, nahm eine Schaufel oder einen Spaten, gab einen zweiten einem solchen Bettler und ließ ihn neben sich auf dem Hofe oder im Vorgarten arbeiten. . . .

Meistens mißlang es selbstverständlich. Schon bei der Hälfte ließ der Bettler die Arbeit liegen und erhielt zum Lohn nur einige Lehren. . . . Dafür strahlte Budnikows Gesicht. Er fühlte seine Ueberlegenheit als Arbeitsmann, so zu sagen, gegenüber diesem Schmarozker. Mitunter erreichte diese Selbstzufriedenheit eine solche Stärke, daß er mit dem Spaten in der Hand zu Gawrilo ins Zimmer kam und lachend sagte: „Ach, Gawriluschko. Ich bin heut so in der Arbeit drin, daß ich nicht dazu kommen werde, mir Mittag zu kochen. Gib mir von Deiner Suppe und ein Stückchen Brot.“

„Gawrilo willfahrte seinem Wunsch und lächelte über die Laune des freundlichen Herrn und ich schaute nicht nur einmal durchs Fenster, dies Idyll zu bewundern. Freilich konnte ich nicht sehen, daß auch dabei was sonderbares war, zwar nicht von großer Wichtigkeit und nichts tragisches. . . .“

„Aber bitte schön, Pawel Semjonitsch, was soll denn da auch tragisches sein?“

„Ich sage ja auch — nichts. Eine ganz gewöhnliche Geschichte. In ein elendes Nest kommt ein Mensch, der vom Gelde als von einem „Mittel“ spricht, daß unser Leben anormal ist, daß er arbeiten wolle, um bestimmte Ziele zu erreichen usw. usw. in dieser Art . . . und verwandelt sich allmählich in Simeon Nikolajewitsch Budnikow!“

„Ach, was die Leute da reden“, sagte Ilya Petrowitsch, „ein Geschwätz, weiter nichts.“

Pawel Semjonitsch schaute ihn mit seinen nachdenklichen Augen an und sagte nach einigem Stillschweigen. „Das heißt . . . Sie glauben, daß es . . . nur so Geschwätz ist. . . . Nein, da täuschen Sie sich doch. . . . Ich hatte z. B. einen Kollegen Kalugin Peter Petrowitsch. Der hatte auch lange Zeit so was im Sinn . . . daß Geld der Archimedeshebel sei, sogar in der Welt der Ideale. Und das war ein Mann von Charakter; hatte er was beschlossen, so blieb's dabei. Und als die andren sich zu schaffen machten, aufbauten und einrißen, sich, wie man sagt, die Mühe gaben, das Rad der Geschichte nach ihrem Wunsche zu drehen, sagte er sich: ohne Hunderttausend ist nichts anzufangen. Er trat in ein Haus an der Wolga ein. Wissen Sie, so eine Art Bank oder städtische Sparkasse. Ein wenig feiner als so eine Sparkasse und gewöhnlicher als ein Bankhaus. Sehen Sie es vom Standpunkt einer Sparkasse an, so ist's ein Fortschritt, vom Standpunkt eines Bankhauses . . . etwas ordinär. Aber immerhin ein ziemlich solides Geschäft. Dieser Peter Petrowitsch war ein Mann von Kopf. Man schätzte ihn und bezahlte ihn gut. Sechstausend Rubel im Jahr. Da sagt er sich: Fünf mal zwanzig ist hundert! Fünfstausend im Jahr gespart, macht in zwanzig Jahren hunderttausend. Und was glauben Sie? Er hat's fertig gebracht! Gewiß mußte man da einen diabolischen Charakter besitzen! Erstens, um allen Zufällen aus dem Wege zu gehen, hielt er sich von seinen früheren Freunden fern, die, wissen Sie, mit bloßen Händen, ohne Hunderttausend, der Geschichte ins Rad greifen wollten. Nein,

nein, hieß es bei ihm, ich dulde keine Zufälle in einer großen Sache. Da kommt man in verwickelte Lagen oder ähnliches . . . nein, bitte lassen Sie mich in Ruhe! . . . Zu einer gemüthlichen Unterhaltung findet sich schon Zeit. Jeden Tag stand er auf, nicht wie Budnikow um 7 Uhr, sondern um 7 Uhr 13 Minuten. Keine Sekunde früher, keine Sekunde später. So hat er sich gedrillt. Vom Leben hatte er sich vollkommen losgesagt. Er hatte bis zu dieser Zeit eine Liebschaft. Er kam da mit einem Mädchen zusammen. Beide waren vorurteilsfrei und beschloßen, einander nicht zu binden. Nun, und ein Kind, wissen Sie, ist auch ohne Vorurteile zur Welt gekommen. Er sah, daß dieser unangenehme Zufall sich wiederholen könnte und sagte: Da wir keine Verpflichtungen übernommen haben, so wollen wir auseinandergehen. Selbstverständlich will ich für das Kind eine bestimmte Summe . . . Freilich war es ein Abzug vom großen Ziele, aber als ehrlicher Mann . . . Sie verzichtete auf das Geld, nahm das Kind und ging fort. Aber er legte jedes Jahr die bestimmte Summe an und ließ sie verzinsen. Und dann konnte er ohne Störung einzig auf die Vermehrung des Kapitals für die hohen Ziele bedacht sein. Und da, eines schönen Tages, nach verschiedenen Glücksfällen und auch Unglücksfällen, als etwa zwanzig, fünfundsiebzig Jahre verflossen waren und er des Morgens Punkt 7 Uhr 13 Minuten erwachte, zählte er seine Einfünfte zusammen. Genau Hunderttausend, sogar etwas darüber, infolge der plötzlichen Kurs-erhöhung. Da ging er zu seinen Chefs und sagte: Leben Sie wohl! Gene gerieten außer Rand und Band: Was denn? Warum? Ist's möglich? Wollen Sie eine Gehaltszulage? — Nein. Ich gehe fort! und dabei blieb's. Frei! . . . Er hat seine Hunderttausend bekommen und kehrte wieder zu seinen früheren Zielen nach Moskau zurück, das er vor fünfundsiebzig Jahren mit seinen hartnäckigen Vorsätzen verlassen hatte. Er schaute sich um und dort, wissen Sie, war schon alles ganz anders geworden. Die früheren Ziele hatten andre abgelöst und auch diese gingen vorüber und veränderten sich. . . . Er versuchte bald das eine, bald das andre . . . Wo! Das Leben, wissen Sie, ist wie ein Zug im vollem Gange. Es saust vorüber, donnert und blitzt . . . Da kannst Du nicht aufsteigen. Das Geld konnte er ausgeben, aber er wollte auch einen Platz im Zug haben . . . Für seine Seele, für seine Bestrebungen, für diese Opfer . . . Sie verstehen, diese Tragödie! Dann fühlte er auch, daß das Geld sich nicht von ihm trennen kann . . . Es so aufopferungsvoll, ohne weiteres hinzugeben, ist er nicht mehr im stande. Das Seinige hatte er vollbracht. Er hatte die ganze Kraft aufgebracht für das Werk . . . der Anhäufung . . . Und jetzt . . . „Ich dachte, sagte er, es zu verzinsen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Schutzpatron der Ordnungsretter.

(Schluß.)

So langt Thomas Martin am 8. März 1816, begleitet von dem Gendarmerieleutnant André, in Paris an und wird zum Minister geführt. Noch im Hofe des Ministerhotels erscheint ihm der Unbekannte und sagt ihm, er solle keine Furcht haben, es werde ihm nichts passieren. Der Polizeiminister Decazes unterzieht Martin einem Kreuzverhör, ohne aber den Wauer in Widersprüche verwickeln zu können. Indes, Herr Decazes ist nicht leichtgläubig, sondern trotz allem der Ueberzeugung, daß er es mit einem Verrückten zu thun habe. Er befiehlt also, Martin in die Irrenanstalt zu Charenton zu stecken. Die Erscheinung benachrichtigt Martin davon und beruhigt ihn damit, daß es nur eine Prüfung sei, die er siegreich bestehen werde. Am 13. März transportiert ihn der Gendarmerieleutnant thatsächlich nach Charenton, in dessen Irrenanstalt er vier Wochen eingesperrt bleibt, ohne seine Zuversicht zu verlieren. Persönlichkeiten vom höchsten Rang bei Hofe besuchen ihn in dem Narcentum und stellen ihm eine Audienz beim König in sichere Aussicht. Auch der große Unbekannte erscheint wieder — auf den 31. März — und giebt nun endlich sein Inognito auf. „Man wird sagen“, eröffnet er Martin, „daß Sie an Hallucinationen leiden oder ein Verrückter sind, und daß Sie nur im Traum gesehen hätten, was Sie behaupten werden, in Wirklichkeit erblidet zu haben. Um Ihnen also ein neues Ueberzeugungsmittel zu geben, erlaube ich Ihnen, mich zu berühren.“ Gleichzeitig drückte die Erscheinung Martins Hand, öffnete dann ihren Ueberrod und entblöhte die Brust, die in so hellem Strahlenglanz schimmerte, daß Martin geblendet die Augen schließen mußte. Auch die Stirn der Erscheinung besah Martin noch zu sehen mit der Mahnung: „Sehen Sie, ob sich dort das Zeichen findet, daß die Stirn des Verworfenen schändet, der der Engel der Finsternisse ist. Nein, ist es nicht da? Das kommt daher, daß ich ein Engel des Lichtes bin, und mein Name,

den ich Ihnen bisher verborgen hatte, ist Raphael . . . Nun ist es heraus, das große Geheimnis. Nicht mit dem großen Drachen haben wir es zu thun oder mit einem aus seinen satanischen Heerscharen, meinetwegen dem Teufel Vitrou seligen Angebensens, sondern mit keinem Geringeren, als dem Erzengel Raphael in eigenster Person. Und wie sein ursprünglicher Auftrag an Martin, so zeigt auch der weitere Verlauf, daß Raphael der Umsturzgekämpfer par excellence, der Schutzengel der Ordnungstretter ist.

Denn nun ist die Zeit gekommen, da Martin vor dem allerchristlichsten König selber Zeugnis abzulegen hat. Den 3. April 1816 läßt der Polizeiminister ihn aus Charenton zu sich holen und teilt ihm mit: „Ich werde Sie zu Sr. Majestät führen.“ Wenig später erscheint Martin wirklich im königlichen Kabinett, nachdem ihm Raphael noch einmal Mut eingesprochen hat. Ludwig XVIII. bleibt mit dem inspirierten Bäuerlein unter vier Augen und bringt ihm das äußerste Wohlwollen entgegen. So entscheidet sich Martin nach einigen Hin- und Herreden unbefangen seiner Erzählung und seines Auftrages. „Die Vorschriften des Engels,“ sagt er unter anderm, „sind die folgenden: vor allem Sonntagsheiligung und Einstellung sämtlicher öffentlichen Geschäfte an diesem Tage. Der König, der der allerchristlichste genannt wird, muß verlangen, daß sein Volk Buße thue, muß öffentliche Gebete anordnen, eine scharfe Polizei in seinen Staaten beobachten lassen und in alle Provinzen vertrauenswürdige Leute mit der Mission schicken, die Behörden zu überwachen. Diese Ueberwachung muß er selbst über seine Minister ausüben. Gott hat Sie zweimal wieder auf einen Thron gesetzt, von dem Sie für immer ausgeschlossen schienen, Majestät; dafür müssen Sie ihm erkenntlich sein und nicht vergessen, was Ihnen unter solchen Umständen begegnet ist.“ Dann erinnerte Martin den König an Einzelheiten aus seiner Exilzeit, die dem König für komplettes Geheimnis gegolten hatten. Dabei sagte er, tief bewegt und thranenden Auges, zu Martin: „Bewahren Sie dieses Geheimnis, denn nur Gott, Sie und ich wissen es.“ Weiter bemerkte er: „Ich habe erfahren, daß der Engel Raphael eine von Ihren Händen berührt hat. Sagen Sie mir, welche.“ „Die Rechte, Majestät.“ „Schön, reichen Sie sie mir, damit ich sie drücke.“ Mit einer namhaften Geldsumme beschenkt, lehrte Martin schließlich auf sein Gut zurück.

So nimmt sich in gedrängter Kürze der Sachverhalt aus, wie ihn alsbald mit dokumentarischer Ausführlichkeit der Kanonikus Aher von der Kathedrale in Chartres aufgezeichnet hat: dieser geistliche Herr und der Abbé Laperruque von Gaillardon bezeugen die Authentizität der ganzen Offenbarungsgeschichte aus dem Jahre 1816. Diesen beiden Gewährsmännern darf man, wie es Herr Förel thut, guten Glauben beimessen und soviel als sessstehenden Sachverhalt annehmen, daß Thomas Martin damals wirklich die Rolle eines vom Erzengel Raphael Inspirierten bis an die Stufen des Thrones mit gutem Erfolg gespielt hat. Darüber hinaus werden Anhänger des kirchenväterlichen Standpunktes: „Ich glaube es, weil es Unsinn ist“, damals so wenig wie heute Schwierigkeiten gehabt haben, auch den Erzengel Raphael für echt zu halten und seine Offenbarung für bare Münze zu nehmen. Zur Restaurationszeit haben die Gläubigen noch ganz andre Wunder für wahr gehalten; war doch, als Karl X. 1824 den Thron bestieg, zu seiner Krönung in Rheims das heilige Oel, das einst eine Taube zur Salbung der französischen Könige vom Himmel herabgebracht hatte, zur Stelle, obwohl der kostbare Stoff dreißig Jahre vorher auf Befehl des Königs vernichtet worden war. Wer an dies Wunder glaubte, der konnte auch an die Anti-Umsturz-Offenbarung des Erzengels Raphael glauben. Eine wichtige Persönlichkeit hat freilich ganz gewiß nicht daran geglaubt, obwohl es nach dem Bericht so scheinen könnte: kein anderer als der König selber. Ludwig XVIII. war, ungeachtet der Ultramontanismus unter ihm das Regiment führte, persönlich nichts weniger als der „allerchristlichste König“ seiner Titulatur, sondern ein hartgesottener Freidenker, der noch auf dem Sterbebette nur mit Mühe durch Hinweis auf das sonst unvermeidliche Vergnügen überredet werden konnte, die Heilmittel der katholischen Kirche zu acceptieren. Die Rührung, die er beim Anhören Thomas Martins gezeigt haben soll, war also ganz gewiß bloße Schauspielerlei. Er wird gedacht haben, bloß in einer von seinen literalen Freunden inscenierten großen Komödie mitzuagieren. Der Meinung wird ja auch wohl die ungläubige Nachwelt sein; einen sittenbildlichen Wert aber wird sie der literalen Komödie nicht absprechen. — Dr. A. Conrady.

## Kleines feuilleton.

— Schriftstellerhonorare. Dem „Hamburgischen Korrespondent“ wird geschrieben: In der Kalkulation der Bücherpreise spielt das Honorar des Autors eine nicht unbedeutende Rolle. Wenn dasselbe im Laufe der Zeiten gestiegen ist, außerdem die Lebensbedürfnisse eine bedeutende Preiserhöhung erfahren haben, dann wird es kaum befremden dürfen, wenn auch die Bücherpreise nicht gesunken sind. Berufschriftsteller, die ausschließlich von dem Ertrage ihrer Feder gelebt hätten, gab es nach Tomp Kellens Forschungen bis ins achtzehnte Jahrhundert überhaupt nicht. Gellert bezog als Professor 100 Thaler Gehalt. Klopstock errang durch seine „Messiade“ einen neuen Anzug samt Hut, dazu für jeden Druckbogen ganze 2 Thaler, die sich bei späteren Auflagen bis zu einem goldenen Dukaten (8 Thaler 5 Sgr.) steigerten. Bürger darobte zeitweilig und schlug sich mit Uebersetzungen durch. Auch Lessing mußte sich als Uebersetzer

durch des Lebens Not schlagen, bis er Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde mit einem Jahresgehalt von 600 Thaler. Goethe war ein guter Geschäftsmann, sah in jedem Verleger ein gefährliches Subjekt, für das er eine eigne Hölle wünschte, da er die der gewöhnlichen Sünder für zu gut hielt. Cotta, das „Subjekt“, sein Verleger, zahlte ihm von 1795—1832 233 969 Gulden, das sind durchschnittlich im Jahre 6323 Gulden; seine Erben aber erhielten bis 1865 270 944 Gulden, oder jährlich im Durchschnitt 8210 Gulden. Schiller war genötigt, die Druckkosten der ersten Auflage seiner „Räuber“ aus eigener Tasche zu bezahlen. Für den „Fiesco“ empfing er 11, für den „Don Carlos“ 21 Louisdor, für drei Auflagen des „Wallenstein“ erhielt er, ebenfalls von Cotta, 5246 Gulden, für „Maria Stuart“ 1540 Gulden. Als außerordentlicher Professor bezog Schiller kein Gehalt, später bekam er den Hofratsstittel mit 200 Thaler Jahreszulinken, die sich bis 1804 auf 800 Thaler steigerten. An Honorar zahlte Cotta an Schiller und dessen Erben bis zum Jahre 1833 275 000 M. Theodor Körner bezog als „Hoftheaterdichter“ 1500 Gulden Jahresgehalt. Kleist konnte in Berlin als freier Schriftsteller sein Leben nicht fristen. Kant erhielt für seine „Kritik der reinen Vernunft“ 4 Thaler pro Druckbogen, als Professor im 46. Lebensjahre angestellt, empfing er ein sehr bescheidenes Gehalt. Heine erzielte mit seinen „Reisebildern“ und dem „Buch der Lieder“ je 50 Louisdor, für seine sämtlichen Werke auf elf Jahre von Campe 20 000 Fr. Grillparzer lebte als Hofkonzipist in Dürftigkeit, erhielt später ein Ruhegehalt von 300 Gulden. Für das Verlagsrecht seiner Werke hat die Firma Cotta insgesamt 36 000 österreichische Gulden bezahlt. Bauernfeld bezog als Beamter 920 Gulden, später eine Pension von 400 Gulden. Freytag erhielt für „Soll und Haben“ hohe Summen, für die sieben Bände der „Athen“ 420 000 M. Spielhagen, der anfangs des Lebens Not kennen lernen mußte und für seine ersten vier Romane 200 Thaler einkassierte, verdiente mit den späteren ein hübsches Vermögen. Georg Ebers bezog für seine altägyptischen Romane mehr als eine Million Mark; Paul Heyse für seine Novellen und Gedichte ähnliche Summen. Fritz Reuter brachte es durch die Fürsorge seines Verlegers auf eine Jahresrente von 5000 Thaler, die sich nach und nach auf 20 000 Thaler steigerte. Hamerling erhielt für seinen „Homunculus“ 10 000 M. Dahn, Daumbach und Wolff erhalten für ihre in zahlreichen Auflagen erscheinenden Werke 1—1,50 M. pro Band, was alljährlich bedeutende Summen ergibt. Auch Geibel und Bodenstedt ernteten bedeutende Honorare. Sudermann hat durch seine „Ehre“ 300 000 M. erzielt. Hauptmann hat sich mehrere Willen geschrieben. In den Einkünften der letzteren beiden erfolgreichen Schriftsteller steuerten Aufführungsanteile Erkländliches bei. Frenssen erzielte mit seinem Roman „Hörn Uhl“ etwa 125 000 M. Auch Ganghofer und Rosegger sind durch Verlegerhonorare und Sortimentermithilfe wohlhabende Leute geworden. —

ie. Die Gesteinslehre des Straßenpflasters. Professor Zolt, ein namhafter Petrograph in Dublin, hat die dankenswerte Arbeit übernommen, die verschiedenen zu Pflasterungen benutzten Steine auf ihre Eigenschaften hin einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen. Im ersten Teil seiner Arbeit, die in den Veröffentlichungen der Gesellschaft der Wissenschaften in Dublin erschienen ist, beschäftigt er sich besonders mit Gesteinsarten von Granit, Diorit und Dolerit. Er stellt darin fest, daß die Widerstandsfähigkeit der Gesteine gegen Druck im geraden Verhältnis mit dem Gehalt an Quarz und Feldspat schwankt, indem die vulkanischen Gesteine mit ganzkristalliner Entwicklung in der Regel auch die härtesten sind. Gesteine von sogenannter porphyrischer Ausbildung, die einzelne Krystalle in einer ziemlich gleichförmigen Grundmasse aufweisen, sowie blasenreiche und glasige Gesteine sind für Pflasterungszwecke nicht zu empfehlen. In die Widerstandsfähigkeit eines Gesteins werden gerade bei einer Benützung zu Pflasterungen die denkbar höchsten Anforderungen gestellt, denn nicht nur werden die Gesteine durch die über sie weggleitenden Lasten fortwährend geschliffen und gepreßt, sondern es kommt auch noch die lösende Wirkung allerhand unreiner Wasser hinzu, die die mechanische Zerstörung noch durch eine chemische ergänzt. Uebrigens ist selbstverständlich die Widerstandsfähigkeit eines Steines für seine Verwendung zu Pflasterungen nicht allein in Betracht zu ziehen, sondern manche Sorten werden z. B. dadurch unbenutzbar, daß sie zu glatte, schlüpfrige Flächen abgeben, was gewöhnlich bei dem sehr feintörnigen Gestein der Fall sein wird. Die Geologen, die alles zu Tage liegende Gestein aufzusuchen und durchzuprüfen haben, sollten vielleicht noch mehr, als es bisher gesehen ist, ein Auge auf die Verwendbarkeit der verschiedenen Sorten haben, worüber sie in jedem einzelnen Fall nunmehr ganz leicht ein Urteil werden abgeben können, nachdem Professor Zolt die Regeln für die Eigenschaften eines guten Pflastersteins auf wissenschaftlicher Grundlage festgelegt hat. —

## Archäologisches.

ek. Neu entdeckte centralasiatische Altertümer. Aus London wird berichtet: Im Asiatischen Saal des Britischen Museums ist jetzt eine Sammlung von centralasiatischen Altertümern untergebracht worden, die einen besonderen Wert dadurch erhalten, daß sie auf alte Kulturbeziehungen zwischen der Welt des Ostens und der des Abendlandes neues Licht werfen. Seit einer Reihe von Jahren hatten die britischen Residenten in Kaschgar, Kaschnir und Badak Antiken, Terrakotten, Manuskripte oder gravierte Edelsteine gesammelt, die dann unter Dr. Görules Leitung als „Sammlung centralasiatischer Altertümer“ in Kalkutta vereint

wurden. Ein näheres Studium zeigte, daß die so gelegentlich zusammengebrachte Sammlung alte indische Handschriften aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung und chinesischen Dokumente aus dem achten Jahrhundert enthielt. Die Lösung des Rätsels ihres Ursprungs ist in erster Reihe den Forschungen Dr. M. A. Steins zu danken, der im Jahre 1900 eine Expedition in diese Gegenden unternahm. Seine Forschungen begannen in der Khotan-Oase, 250 Meilen südlich von Kaschgar. Er konnte viele buddhistische Kapellen feststellen, die von dem chinesischen Pilger Hsien Tsiang, der im 7. Jahrhundert seine denkwürdige Reise nach Indien machte, beschrieben sind. Sie werden jetzt ebenso heilig gehalten, als Gräber mohammedanischer Heiliger. Als Dr. Stein im Mai 1901 seine Untersuchungen beendet hatte, kam er nach England und brachte seine Funde im Britischen Museum unter. Durch seine Entdeckungen ist ein neues Kapitel in der Geschichte der orientalischen Kunst eröffnet worden. Man bekommt einen Begriff von der Macht der buddhistischen Religion über die wilden Rassen Centralasiens, und auch davon, wie tief die indische Kunst der damaligen Zeit sich als das buddhistische Ideal eingepägt hatte. Nicht nur in streng religiösen Skulpturen wird die Neulichkeit gefunden. Selbst in dem geschmützten Blattwerk auf turkestanischen Möbeln ist die Neulichkeit mit den Goldschmuckereien an der Nordwestgrenze gleich bemerkbar. Diese Thatsache sowie der ständige Gebrauch einer indischen Sprache in einem so großen Teil der Manuskripte bestätigt die Geschichte Hsien Tsiangs, daß diese Gegend um 200 v. Chr. von einem indischen Heer vom Pandschab erobert wurde. Am interessantesten war die Erforschung von Niya am gleichnamigen Fluß, am Ostende der Taklamakan-Wüste. Dieses Gebiet war mehr oder weniger mit im Sand vergrabenen Ruinen bedeckt; es war etwa elf Meilen lang und vier Meilen breit. Wegen ihrer Entfernung von Khotan war diese Gegend überdies nicht von Schatzjägern geplündert worden und über Ervarten reich an Altertümern. Dr. Stein fand eine Menge beschrifteter Täfelchen in den Sanddünen und in den ausgegrabenen Häusern. Die außergewöhnliche Trockenheit des Sandes und Klimas hat als vortreffliches Erhaltungsmittel gewirkt; obwohl die Schrift aus Tinte und die Siegel aus Thon sind, sind die erstere deutlich und die letztere ausgezeichnet erhalten. Die Schrift auf den Täfelchen ist in Aharosthi, einer Schrift, die in den Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in Nordwestindien üblich war. Das Mittel, den vertraulichen Charakter der Briefe zu sichern, ist gleichzeitig einfach und wirksam. Die Schrift befindet sich auf den Flächen zweier glatter länglicher Bretter, von denen eins in der Mitte dicker als an den Enden ist; der dickere Teil enthält einen Hohlraum zur Aufnahme des Thonsiegels. Die beiden beschriebenen Flächen werden zusammengelegt, Schnüre über die Bretter gebunden und durch Schlitze auf den Rändern in ihrer Lage gehalten. Ein Stück Thon wird dann über den Schnüren in die Höhlung gelegt und hierauf wird das Siegel gedrückt. Das merkwürdigste an diesen Manuskripten ist aber die Thatsache, daß die gebrauchten Siegel in vielen Fällen gute griechische Arbeit sind und so diese in anderer Hinsicht völlig orientalischen Ueberreste in die Sphäre der abendländischen Archäologen rücken. Wer die Münzen der alten griechischen Kunst studiert, darf die schönen Münzen aus Bactrien nicht vernachlässigen; hier finden sich nun die Grenzen derselben Kunst Hunderte von Meilen in den Sandocean weiter fortgeführt. Eine so unerwartete archäologische Entdeckung an einem so entfernten Treffpunkt sehr verschiedener Rassen und Glaubensbekenntnisse zwingt dazu, Anschauungen zu revidieren, die man lange für endgültig gehalten hat. Man hat die verschiedensten Vermutungen aufgestellt, um den Gebrauch des griechischen Ornaments in China und im alten Mexiko zu erklären. Hier zeigt sich ein Weg, auf dem es nach dem fernen Osten gekommen sein kann. Dr. Stein hat auch chinesische Manuskripte auf Papier mit dynastischen Daten vom Ende des 8. Jahrhunderts, deren Schrift noch dieselbe wie die heutige ist, und Münzen gefunden. —

**Völkerrunde.**

k. Seltsame Eheverhältnisse herrschen bei den Todas, die in einer ziemlich unzugänglichen Gegend im Nilgiri-Gebirge im südlichen Vorder-Indien leben. In einem Vortrage, den Dr. Rivers über die außerordentlich verwidelten Verwandtschaftsbeziehungen in diesem Stamme auf der in Southport tagenden Jahresversammlung der „British Association“ hielt, führte er über diesen Punkt folgendes aus: Die Todas sind seit langem als polyandrisches Volk bekannt, und die Vielmännerei ist bei ihnen noch üblich. Wenn ein Mädchen die Frau eines jungen Mannes wurde, so war es selbstverständlich, daß sie auch die Frau seiner Brüder wurde. Fast in jedem Fall waren jetzt und früher die Männer einer Frau Brüder. In wenigen Fällen waren sie zwar nicht Brüder, dann aber von demselben Clan; sehr selten gehörten sie verschiedenen Clans an. Am interessantesten war bei der Vielmännerei der Todas die Methode, durch die festgestellt wurde, wer als der Vater eines Kindes angesehen werden sollte. Bei allen sozialen und rechtlichen Entschlüssen galt als der Vater eines Kindes der Mann, der etwa im siebenten Monat der Schwangerschaft eine bestimmte Ceremonie ausübte, bei der der Frau ein nachgemachter Bogen und Pfeil gegeben wurden. Waren die Männer Brüder, so gab gewöhnlich der älteste Bogen und Pfeil und war der Vater des Kindes; aber auch die andern Brüder wurden als Vater angesehen, solange sie zusammenlebten. In Fällen, in denen die Ehemänner nicht Brüder waren, hatte die Ceremonie oft eine wirkliche sociale Bedeutung.

Es galt der Mann, der Pfeil und Bogen gab, nicht nur als der Vater des bald nachher geborenen Kindes, sondern auch aller folgenden Kinder, bis ein anderer Mann die wesentliche Ceremonie vollzog. Die Vaterchaft wurde auf diese Weise so unbedingt bestimmt, daß ein Mann, der mehrere Jahre tot war, als Vater aller von seiner Witwe geborenen Kinder angesehen wurde, wenn kein anderer Mann ihr Bogen und Pfeil gegeben hatte. Zweifellos war die Vielmännerei der Todas früher mit dem weiblichen Kindesmord verbunden, und wahrscheinlich besteht dieser Brauch noch in gewissem Grade, wenn er auch abgeleugnet wird. Man hat Ursache zu glauben, daß es jetzt mehr Frauen als früher giebt, aber sie sind immer noch in der Minderheit. Die Zunahme der Zahl der Frauen scheint jedoch nicht zu einer erheblichen Abnahme der polyandrischen Ehen geführt zu haben; wohl aber war die Vielmännerei oft mit Vielweiberei verbunden. Zwei oder mehr Brüder konnten zwei oder mehr Frauen gemeinsam haben. Bei solchen Heiraten schien sich jedoch immer mehr der Brauch einzubürgern, daß ein Bruder der einen Frau Pfeil und Bogen und der andre sie einer andern gab. Es scheint möglich, daß die Todas von der Polyandrie zur Monogamie übergehen, und zwar gerade durch die Zwischenstufe von gemischter Vielmännerei und Vielweiberei. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

u. Pflanzenleben im Winter. Man ist versucht, in den Worten „Pflanzenleben im Winter“ einen unlöslichen Widerspruch zu sehen, denn ein Hauptmerkzeichen für den Winter sehen wir im allgemeinen, neben der Winterkälte, im Fehlen jedes vegetativen Lebens. Die Pflanzenwelt scheint uns im Winter tot. Aber sie erscheint mir so, daß sie nicht in der That gestorben ist, beweist, wenn nichts andres, ihr Wiedererwachen im Frühling. Denn wie in der Tierwelt, so ist auch in der Pflanzwelt das, was wirklich und definitiv gestorben ist, keiner Wiederbelebung fähig. Thatsächlich sind also die Pflanzen während des Winters nur in eine Art Winterschlaf verfallen, und wie zu dieser Erscheinung ein Gegenstück im Tierreich vorhanden ist — befannt ist ja der Winterschlaf z. B. der Murmeltiere —, so existieren auch sonst noch zwischen den besonderen Eigenschaften der im Winterschlaf befindlichen Tiere und Pflanzen deutliche Aehnlichkeiten. Auch im Winterschlaf gehen einzelne Lebensthätigkeiten weiter, und zu ihnen gehören in erster Reihe solche, zu denen die Tiere und Pflanzen der Nahrungsmittel bedienen. Von außen werden ihnen solche aber während dieser Zeit nicht zugeführt, sie müssen also von dem leben, was sie in besseren Zeiten angehäuft haben. Daher erscheinen die im Herbst recht fetten Murmeltiere im Frühling sehr abgemagert, sie haben im Winterschlaf von ihrem eignen Fett gelebt. Aehnlich ergeht es den Pflanzen, nur daß diese kein Fett verbrauchen, sondern Zuder. Der Franzose Veclerc du Sablon hat dies nachgewiesen. Der Zudergehalt des Baumholzes nimmt vom Herbst an regelmäßig ab, bis zum Mai, wo er seinen tiefsten Stand erreicht hat. Von da an ist deutlich ein Aufsteigen des Zudergehalts zu konstatieren, und zwar haben die Pflanzen von da an mehr Zuder in sich, als für den Augenblick notwendig ist, sie fangen gleichsam an zu sparen für die Zeit der Not, in der sie im Winterschlaf von diesen Vorräten leben. —

**Humoristisches.**

— Der goldene Mittelweg. „Nun, Herr Huber, haben Sie Ihre Ferien auswärts zugebracht?“  
„Dös glaub'n S'. Mei' Frau hat positiv nach Ostende woll'n und i' an die Riviera; aber weil Ioans nachgeb'n hat, haben wir uns geeint und san auf a paar Wochen nach Kamersdorf g'fahr'n, da war's aa net ibi.“ —  
— Vorbereitung. „Ja, Maxe, bist denn Du krank, weisst alle Tag Sumabäder nimmst?“  
„Noa Spur, dös thua i bloß, damit i braun wer'; i bin fürs Oktoberfest als Indianer engagiert.“ —  
(„Jugend.“)

**Notizen.**

— Paul Pauli vom Schiller-Theater ist Oberregisseur am Kelle-Alliance-Theater geworden. —  
— „Eine Doppelgänger-Komödie“, Drama von Adolf Paul, ist vom Kleinen und Neuen Theater zur Aufführung angenommen worden. —  
— Pierre Wolffs Komödie „Viscotte“, in der Bearbeitung von Bemo Jacobson, ist die nächste Novität des Trianon-Theaters. —  
— Björnsons Drama „Der König“ hatte im Münchener Schauspielhaus keinen rechten Erfolg. —  
— Oskar Straus hat eine neue einaktige Oper „Colombine“ komponiert. —  
— Zu einem „Schneedenpark“ ist, der „Königlichen Volkszeitung“ zufolge, ein Grundstück in der Gemarkung von Geisleden eingerichtet worden. Nach zweedmäßiger Aufbereitung des Bodens und Einhegung ist das Areal mit der sogenannten Weinbergschneede besetzt worden. Junge Mädchen haben für regelmäßige Fütterung der Schneeden zu sorgen und an sonnigen Tagen die Moosbede zu lodern, welche den Schneeden als Unterschlupf dient. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. September.